



Die Vorstellung, dass Maschinen den Menschen durch Gefühle beeinflussen können, fasziniert nicht nur Drehbuchautoren: Alicia Vikander als Android Ava in dem Film „Ex Machina“ (2015)

Foto ddp/Capital Pictures

Fragen, die Maschinen nicht beantworten werden

Norbert Wiener wusste auch nicht so recht, wie es mit der Kybernetik weitergehen würde.

Die neue Wissenschaft befasste sich mit den Mechanismen von Steuerung und Kommunikation in Lebewesen und in Maschinen. Doch ob diese Maschinen, die um 1950 noch nicht selbstverständlich als Computer, sondern auch als „mechanical brain“ bezeichnet wurden, die Menschheit ruinieren oder ihr zu Diensten sein würden, war für Wiener eine offene Frage, der er sich für den Rest seines Lebens widmen sollte. Vor allem ist er sich darüber im Klaren gewesen, dass das von ihm selbst formulierte und schnell verbreitete universalistische Versprechen der Kybernetik, eine neue Einheitswissenschaft zu begründen, die Mensch, Wissenschaft und Gesellschaft für die Anforderungen des anbrechenden Computerzeitalters präparieren sollte, stets Gefahr lief, Mythen zu produzieren. Diese Mythen erweckten entweder falsche Hoffnungen auf eine friedliche, gerechte Welt, oder sie schürten Ängste bezüglich einer unkontrollierten Autonomisierung lernernder Maschinen, die den Menschen irgendwann in die zweite Reihe setzen.

In der Nachkriegszeit erlebte die Kybernetik einen phänomenalen Aufstieg, um dann in den siebziger Jahren unter der Last ihrer wissenschaftlichen Ansprüche in sich zusammenzubrechen und als akademische Disziplin von der Landkarte zu verschwinden. Aber die Mythen blieben. An diesem Punkt setzt das Buch von Thomas Rid an. Er versteht die Geschichte der Kybernetik als permanentes Wechselspiel, bei dem auf der einen Seite Militärs und Geheimdienste die zerstörerischen Möglichkeiten der Maschinen für ihre Zwecke erforschen, auf der anderen Seite philanthropische Querdenker und Anarchisten das libertäre Potential des Cyber zu heben versuchen.

Schon Friedrich Kittler hatte seinerzeit das Lieblingskind der Gegenkultur – die Rockmusik – als Missbrauch von

Mit welchen Mythen hat das Silicon Valley seine Milliarden verdient? Thomas Rids an sich lesenswerte Geschichte der Kybernetik lässt einige wichtige Entwicklungen unter den Tisch fallen.

Heeresgerät bezeichnet. Rid scheint eher der Ansicht zu sein, dass Cyberphantasien Missbrauch von gescheiterten Militärprojekten sind.

Ein Beispiel dafür ist die Geschichte des sogenannten Cyborg. 1960 von Manfred Clynes und Nathan Kline als eine Verschmelzung von Mensch und Maschine konzipiert, die den Körper an die Extrembedingungen im Weltraum adaptieren sollte, machte sich alsbald die Militärforschung daran, einen Kriegs-Cyborg zu bauen, der den gewöhnlichen Soldaten an zerstörerischer Kraft um ein Vielfaches übertrumpfen sollte. Es entstand ein über drei Meter großes Monstrum mit über einer Tonne Gewicht, das über Stock und Stein wanderte, ohne umzufallen, und 600 Kilogramm schwere Steine wie einen Fußball wegstießen konnte. Das Problem war nur, dass das Teil ungeheuer viel Hydraulikflüssigkeit schluckte und auch der Mensch, der im Gehäuse der Maschine sich mit dieser fortbewegte, nach ungefähr fünfzehn Minuten vor Erschöpfung pausieren musste.

So ließ sich der Vietnam-Krieg auch nicht gewinnen, und um 1970 war der Cyborg als wissenschaftliche Idee gestorben. Stattdessen reüssierte er nicht nur in Science-Fiction-Filmen, sondern wur-

de auch zum Hoffnungsträger postmoderner Theorien, die damit die biologische Festlegung des Geschlechts oder auch die Bevorzugung der menschlichen Spezies vor anderen natürlichen oder künstlichen Kreaturen neutralisieren wollten.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Kybernetik längst ihre Reise von der militärisch-technologischen Kälte der Ostküste in die mit Marihuana angereicherte Wärme der Westküste angetrieben. Diese Veränderung ließ sich auch theoretisch festmachen. Das Vorbild der kalifornischen Subkultur war nicht mehr Norbert Wiener, der das Schreckgespenst einer ganzheitlichen Sichtweise mit dem Warnschild versah, dass „das Ganze“ der Wissenschaft prinzipiell nicht zu Gebote stehe. Stattdessen las man den Anthropologen Gregory Bateson, ebenfalls ein Kybernetiker der ersten Stunde, der in seinem Systemansatz so weit ging, die Grenzen zwischen Individuum und Umwelt aufzuheben.

Das ließ sich in drogenseliger Lesart auch als Entgrenzung und Verschmelzung verstehen, die den halluzinatorischen Erlebnissen beim LSD-Trip entsprach. Schon vor einigen Jahren haben der Dokumentarfilmer Lutz Dammbeck und unabhängig davon der Wissenschaftshistoriker Fred Turner die direkte Linie von der Counterculture zur Cyberculture dargestellt. Rid macht sich diese Sichtweise zu eigen. Seine Geschichte des Cyberspace setzt wiederum mit eher desillusionierenden Militärforschungen ein, bevor er sich den Hippies zuwendet. Für Stewart Brand, den Herausgeber des „Whole Earth Catalog“, stellte das Abtauchen in die virtuellen Welten der Computerspiele eine Art Wiederholung der halluzinogenen Reisen dar.

Rids Darstellung gerät hier zu einer Lifestyle-Geschichte amerikanischer Cyberhippies, denen es auf der ersten Zündstufe darum ging, ein so magisch aufgeladenes Instrument wie den Computer aus den Klauen militärischer Anwendungen

herauszuholen. Auf der zweiten Zündstufe ging es dann um den psychedelischen Kick bei der Reise durch den Cyberspace, der sich die Überschreitung der von Konventionen, Engstirnigkeit und Hemmungen geprägten individuellen Persönlichkeit zum Ziel setzte: das verpackte Menschlein des Alltagslebens wurde zum heroischen Punk, der aus den Tiefen des Netzes kommt.

Diese Geschichte wird kenntnisreich und plausibel erzählt, aber leider verlässt sich Rid etwas zu sehr auf deren Faszinationspotential. Nicht dass man hier eine Analyse erwartet hätte, die sich analog zu Klaus Theveleit die – ganz anders gearteten – Männerphantasien der kalifornischen Technofreaks im Fin de Siècle vornimmt. Das kann noch warten, aber es ist schade, dass Rid sich vor allem auf Militär und anarchistischen Lifestyle kapriziert und dabei jenen Bereich kaum streift, der doch im Hinblick auf die digitale Welt als so zentral erscheint: die Ökonomie.

Wenn er beispielsweise erwähnt, dass Jaron Laniers mit so vielen Hoffnungen verbundene Start-up-Firma bereits 1990 Konkurs anmelden musste, begründet Rid das damit, dass der Hype der virtuellen Realität völlig überzogen war. Das mag so sein, aber dann wüsste man gern etwas genauer, mit welchen Mythen das Silicon Valley eigentlich seine Milliarden verdient hat. Und so lesenswerte Rids minutiöse Rekonstruktion des ersten großen russischen Cyberangriffs auf die Vereinigten Staaten auch ist, so erstaunlich ist es, dass die geheimdienstlichen Aktivitäten der Vereinigten Staaten kaum erwähnt werden und Edward Snowden nicht einmal im Personenregister vorkommt.

„Eine kurze Geschichte der Kybernetik“ heißt dieses Buch im Untertitel. Es ist kurzweilig, aber nicht kurz, und eine Geschichte der Kybernetik ist es nur zum Teil. Dabei fällt weniger ins Gewicht, dass es erbumlungslos auf die Vereinigten Staaten fokussiert ist. Die zahlreichen

und sehr unterschiedlichen Geschichten der Kybernetik etwa in der Sowjetunion, in Chile, Großbritannien und Frankreich oder in den beiden deutschen Staaten haben da keinen Platz. Gravierender ist die wissenschaftshistorische Leerstelle dieser Darstellung: Nach 1948 hat die Kybernetik Disziplinen wie Molekularbiologie und Hirnforschung, Linguistik und überhaupt die Humanwissenschaften in erheblicher Weise umgeformt.

Diese Aspekte sind bereits gut untersucht und müssen nicht im Detail wiederholt werden, aber indem sie in diesem Buch ganz unter den Tisch fallen, erhält die Kybernetik zu sehr Schlagseite hin zu vergeblicher Militärforschung, Mythos und utopischen Erlösungsphantasien. Natürlich gehört all das zur Geschichte der Kybernetik hinzu, aber wenn das alles wäre, würde es sich kaum lohnen, sich weiterhin so gründlich mit ihr auseinanderzusetzen.

Was schließlich die jüngere Geschichte seit den neunziger Jahren betrifft, so ist es fraglich, ob sich digitale Praxis und mythische Überhöhung überhaupt so klar voneinander trennen lassen. Denn wenn sich diese kleinen oder größeren Überschüsse in Gestalt von Algorithmen inzwischen in die Geräte implementieren lassen, verschmelzen nicht Mensch und Maschine, sondern Mythos und Maschine zu einem undurchsichtigen Konglomerat, das uns die Leviten liest, ohne dass wir es bemerken. Wieners Frage, ob die intelligenten Maschinen und nützen oder schaden, bleibt also offen. Sicher ist nur, dass sie uns zur Beantwortung aufgegeben ist, nicht den Maschinen.

MICHAEL HAGNER



Thomas Rid: „Maschindämmerung“. Eine kurze Geschichte der Kybernetik.

Aus dem Englischen von Michael Adrian. Propyläen Verlag, Berlin 2016. 496 S., geb., 24,- €.

Babyfotos von sich selbst haben Migranten selten

Ich habe ins Leere geschrieben, und du schreibst zurück: Senthuran Varatharajahs Romandebüt „Vor der Zunahme der Zeichen“

Als Senthuran Varatharajah vor zwei Jahren einen Ausschnitt aus seinem nun erschienenen Debütroman „Vor der Zunahme der Zeichen“ beim Klagenfurter Bachmannwettbewerb las, war nicht zuletzt die Einschätzung der Kritiker bemerkenswert. Der Facebook-Dialog zweier Studenten – er musste als Kind mit seinen Eltern vor dem Bürgerkrieg aus Sri Lanka fliehen, sie aus dem Kosovo – klinge, war da etwa zu hören, als hätten die beiden Deutsch bei Hegel oder Kant gelernt.

Das ist nun nicht sehr weit entfernt von dem verbreiteten Reflex, Menschen zu ihrem fabelhaften Deutsch zu gratulieren, weil ihr Äußeres darauf schließen lässt, dass in ihrer Familiengeschichte eine Migration stattgefunden hat – wie viele Generationen zuvor auch immer diese stattgefunden haben mag. Eine durchaus passende, wenngleich nicht sonderliche erfreuliche Reaktion der Kritik mithin, erzählt der 1984 in Sri Lanka geborene Varatharajah doch immer wieder auch von ebenjenen Ausgrenzungserfahrungen, die einen Menschen kaum aus den Randbereichen der Gesellschaft hinauskommen lassen.

Womöglich allerdings führt auch der von Varatharajah gewählte Rahmen, das Quasselplapperforum Facebook, dazu, dass die oftmals ins Lyrische strebende Sprache des Romans zunächst verwundert. Wer sich aber auf diese Setzung einlässt, der merkt bald, dass das soziale Medium nur der Raum ist, den der Autor benötigt, um darin eine Art existentieller

Versuchsanordnung zu installieren, die unbedingt eine rein sprachliche verbleiben will und deshalb unmittelbar körperliche Begegnungen vermeiden muss.

Wie bekommt man einen Zugang zu den eigenen Erinnerungen, und wie kann es auf diese Weise gelingen, Stück für Stück die eigene Identität zu ergründen und dabei gleichsam zu begründen? Eine Herausforderung, die besonders schwierig wird, wenn Fluchterfahrung einen Teil der Kindheit weggerissen hat. Einmal, so berichtet Valmira, die Studentin aus Varatharajahs Roman, sei ihr in der Schule aufgegeben worden, ein Babyfoto von sich mitzubringen. Ein Leichtes für den Rest der Klasse, eine Unmöglichkeit für sie. „Unter jedem Foto stand das Datum ihrer Geburt, ihr Name und ihr Gewicht“, erzählt Valmira über ihre Mitschüler. „Kosovo je Srbija, Kosovo sei Serbien, schrieb die Miliz auf das, was von unserem Haus übrig blieb.“

Dass diese Valmira Surroi von Senthil Vasuthevan auf Facebook angeschrieben wird, verdankt sich einem Zufall, womöglich einer Verwechslung, der vagen Ahnung, dass sie einander kennen könnten, was sich bald als unmöglich erweist, obgleich einige Lebensstationen sich überkreuzen, genauso, wie die Initialen ihrer Namen es tun. Je mehr sie einander mitteilen während der folgenden sieben Tage, die nicht zufällig den Tagen der Genesis entsprechen mögen, desto deutlicher wird, dass diese beiden jungen Menschen nicht das Spiegelbild des jeweils anderen abgeben. Dennoch aber wird im



Das Sprechenlernen ist von größter Bedeutung, aber manche Migration beginnt mit einem Verstummen: Kinder beim Unterricht in einer deutschen „Willkommensklasse“.

Foto Robert Gommlich

Schreiben an den anderen etwas zurückgeworfen, reflektiert, durch das jeder der beiden ein weiteres Detail von sich selbst erkennen kann. Einmal scheint Senthil sich zu bremsen: „ich würde mich in details verlieren“, heißt es da, „an ihnen würde ich mich aufhalten; in ihnen halten wir uns auf.“ Oftmals sind es nahezu poetisch-philosophische Aphorismen oder Sätze, in denen sich der philosophisch-theologische Hintergrund Varatharajahs zeigt.

Die Nachrichten, die er und Valmira schreiben, mühen nur passagenweise wie ein Gespräch an, in dem Fragen oder Nachfragen gestellt werden. Vielmehr stoßen die Episoden, die preisgegeben werden, wechselseitig einen Akt des emanzipatorischen Erinnerns an: den Willen, gesehen zu werden, wohingegen in ihrer Kindheit das Gefühl der Scham und des Sich-Verstecken-Wollens, mitunter auch Angst vor dem Verschwinden, stets wiederkehrte.

„die gegenstände, die wir berühren, berühren uns zurück, an stellen, an denen wir taub für sie sind. die dinge, die wir sehen, sehen zurück, an stellen, an denen wir blind für sie sind“, so erklärt Senthil das Prinzip des wechselseitigen Schreibens, „ich habe ins leere geschrieben, und du schreibst zurück, an stellen, an denen ich blind und taub für dich bin.“ Zum Sprechen gebracht werden auf diese Weise – wie es mit Blick auf die kunstwissenschaftliche Magisterarbeit Valmiras heißen könnte – die Schattenstellen der beiden Biographien.

Das Sprechlernen ist der zentrale Aspekt, so wie er es schon immer gewesen ist, wenngleich unter anderen Vorzeichen. Die Geschichte der Migration beginnt als eine des Verstummens. Drei Monate, so haben es ihr die Eltern erzählt, habe Valmira nach der Flucht nicht gesprochen. Bei Senthil wiederum ist es der Verlust seiner ursprünglichen Sprache, des Tamil, der ihm immer wieder das Entwurzeltsein vor Augen führt, obgleich oder gerade weil er doch mit der neuen, der deutschen Sprache so differenziert umzugehen vermag.

Varatharajah hat mit „Vor der Zunahme der Zeichen“ eine dichte, mit feinsten Motivverknüpfungen und -variationen arbeitende Sensibilisierungsgeschichte geschrieben, in der auch die vermeintlich nebensächlichen Details von Migrationserfahrungen als wesentlich nachvollziehbar werden. Zugleich ist dieser Roman Ausweis der Möglichkeit einer intellektuellen und ästhetischen Identitätsstiftung, die natürlich nicht alle Verlustserfahrungen wettmachen kann, aber dabei hilft, sie benennen zu können. WIEBKE POROMBKA



Senthuran Varatharajah: „Vor der Zunahme der Zeichen“. Roman.

Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2016. 256 S., geb., 19,99 €.

Der wegadoptierte Bruder

Chico Buarques neuer Roman führt von Brasilien in den Prenzlauer Berg

Ende der zwanziger Jahre reist ein brasilianischer Journalist nach Berlin, verliebt sich dort in ein hübsches Fräulein, zeugt zusammen mit diesem Fräulein einen Sohn und kehrt Deutschland mit einer Mischung aus politischer Vorahnung und Heimweh den Rücken. Sein Sohn wird in Abwesenheit des Vaters geboren. Die Mutter, eine gewisse Anne Ernst, schreibt einen Brief, informiert ihren Liebhaber über den Namen des Kindes: Sergio Ernst heißt der Sohn einer ledigen Mutter vermutlich jüdischer Herkunft, Sérgio Buarque de Hollander heißt der Vater dieses deutschen Sohnes.

Sérgio Buarque de Hollander spielt im Kulturleben Brasiliens als Verfasser von „Die Wurzeln Brasiliens“, einem der wichtigsten Geschichtswerke der Nation, eine große Rolle. Sein zweiter Sohn, Chico Buarque, ist das sanfte Wunderkind des hochdekorierten Historikers. Als einer der jüngeren Interpreten des Bossa Nova hat er weltweit eine riesige Fangemeinde und steht bis heute mit irisierender Präsenz, blauäugig und kraushaarig auf der Bühne. Und auch als Autor mehrerer Romane hat Chico Buarque die Kritiker sofort für sich eingenommen. Zuletzt erschien sein schmaler Roman „Vergossene Milch“ in Deutschland, und darin zeigte sich das Können dieses Autors. Die „Plasticidade“, ein Ausdruck, den sein Vater für den typisch brasilianischen Ethnienmix geprägt hat, wurde von Chico Buarque in dieser amnestischen Erzählung eines hundertjährigen Abkömmlings der portugiesischen Upperclass ausbuchstabiert. Die Geschichte vom Aufstieg und Fall der Familie Assumpção war so virtuos arrangiert, dass man geneigt war, die brasilianischen „Buddenbrooks“ in diesem Werk zu sehen.

Nun gibt es ein neues Buch von Chico Buarque, und es handelt von dessen Halbbruder Sergio Ernst, der vor der Macht-ergreifung der Nationalsozialisten zur Adoption freigegeben wurde und in Obhut der Familie Günther zu einem Bürger der DDR heranwuchs. Wie Chico Buarque, der im Buch Ciccio heißt, bei einem Berlin-Besuch im Jahr 2013 herausfand, war auch sein Halbbruder Sergio Günther ein bekannter Sänger und arbeitete als Entertainer im Fernsehen der DDR. Ohne obsessive Züge anzunehmen, was die Sache unglaubwürdig und kitschig gemacht hätte, handelt „Mein deutscher Bruder“ davon, wie Ciccio zufällig über eine Korrespondenz seines Vaters mit den NS-Behörden über eine mögliche Adoption von Sergio junior stolpert. Über diesen Fund entspinnt sich eine zwischen realen Ereignissen und Einbildungen mäandrierende Phantasie über den unbekannt Verwandten. Dabei sind Teile der Geschichte wahr und andere hinzuerfunden, so dass eine Identifikation zwischen Erzähler und Autor nie ganz aufgeht. Dennoch schreibt Ciccio, schreibt Buarque: „Ich kann zum Beispiel einen Roman schreiben über die Geschichte der Anne Ernst, deren Foto mit meinem Bruder auf dem Schoß ich in der Hemdentasche trage und das anzuheben ich jeden Tag mehrmals das Bedürfnis habe.“

Sergio Günther ist gewissermaßen das Missing Link zwischen einer europäischen Herkunftsgeschichte – die Hollanders stammen von Niederländern ab – und dem Trauma einer südamerikanischen Diktatur, wie sie auch Brasilien einige Jahre im Griff hatte. Im Buch hat Ciccio einen älteren Bruder, der reihenweise die Mädchen verführt und eine Art Antipode zu ihm ist. Er wird verlorengelassen in den Wirren der Repression – ein Verlust, den die italienischstämmige Mutter des Romans nie verwinden wird. Als sich nach dem Tod ihres bibliophilen Mannes die Antiquare bei der Witwe einschmeicheln, gewährt sie dem einen oder anderen Einblick in ihre Schatzkammer voller Originalausgaben. „Eines Sammler so kostbare Werke sehen zu lassen, ihren mit Bienenwachs polierten Ledereinband, ist fast das Gleiche, als putzte man Engel für einen Sittenstrolch heraus.“

Es wird viel gelesen in diesem Roman. Die Werke Ernst Jüngers lassen dem Vater die schwere Brille von der Nase rutschen. Der Sohn liest Fernando Pessoa, die Geliebte Rimbaud. Und doch ist dies kein Eingeweihtenroman, geradezu beißhaft wird die Suche nach Sergio Günther mit Leseerfahrungen des brasilianischen Bruders und seiner Entourage garniert. Als die Suche nach Günther schließlich im Prenzlauer Berg des Jahres 2013 endet und man dort einiges über das Vorleben dieses Ost-Berliner Bezirks erfährt – zum Beispiel über die Existenz einer Zigarettenfabrik der Marke „Problem“, erbaut von einem Sohn Sigmund Freuds –, hat man nicht das Gefühl, Zeuge eines Rührstücks über Adoptionen im „Dritten Reich“ geworden zu sein. Dem wunderbar leichtfüßigen Erzähler Chico Buarque ist ein sensibles Gesichtsbild gelungen, irgendwo zwischen Dichtung und Dokumentation. KATHARINA TEUTSCH

Chico Buarque: „Mein deutscher Bruder“. Roman.

Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Karin Schweder-Schreiner. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2016. 255 S., geb., 19,99 €.